



Kirchlicher Anzeiger für Frankfurt a. M. und Umgegend.

In Verbindung mit den Pfarrern: Salzer, Franke, Hesse, Jaeger, Kayser, Lange, Lütgert, Palmer, Petrenz, Saul, Schrenk, Werner; herausgegeben von Pfarrer Dr. Busch.

XXI
XX. Jahrgang.

Sonntag, den 4. Januar 1914.

Nr. 1

So. n. Neujahr

Ep. I.: 1. Petri 4, 12—19
II.: Joh. 4, 13—17

Ev. Matth. 2, 13—23
Matth. 16, 1—4

Lesung: Psalm 90, 1.

Hüten wir uns, daß nicht unsere Ruhe die Ruhe der Steine werde, welche, solange sie vom Siebbach umhergeschleudert, vom Blitz getroffen werden, sich in ihrer Größe behaupten; wenn aber der Strom still ist und der Sturm vorüber, so dulden sie, daß das Gras sie bedeckt, daß Flechten sich an ihnen nähren und werden in den Staub hineingepflügt. Sohn Ruskin.

Wegleitung.

Welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen als dem treuen Schöpfer, in guten Werken.
1. Petri 4, 19.

Wir sind ins neue Jahr hineingetreten. Wir haben wieder Sylvester und Neujahr gefeiert mit all der Freude getrosteten Hoffens und Wünschens und mit all der Spannung fragenden Erwartens, was wohl das neue Jahr bringen werde. Ein neues Jahr ist Neuland, ist unbekanntes Gebiet, in das wir hineinschreiten. Da bedürfen wir Führung und Wegleitung. Wir, die wir nicht auf unsere Kraft allein trauen, wissen, daß wir solche Führung im Worte Gottes reichlich finden. Unser oben stehender Spruch ist auch einer von denen, welche kurz und lapidarisch große Linien für den Christenlauf vorzeichnen. Was hat er uns zu sagen?

Er wendet sich an solche, welche leiden. Das scheint etwas Außergewöhnliches zu sein, und wir denken an unsere Kranken, welche Gott für eine Zeit lang auf's

Lager legt, und welche er in der Einsamkeit des Krankenstübchens besonders segnen will. Wir grüßen auch gerne unter unsern Lesern alle diejenigen, welche leidend und krank sind, und wünschen, daß sie gemäß ihrer Last und ihrem Leiden einen besonderen Gewinn von unserem Gotteswort haben möchten. Aber Petrus, der Apostel, denkt hier speziell an eine andere Art von Leiden. Er denkt an die armen Christen, welche in untergeordneter Stellung waren, und welche um ihres Glaubens willen Trübsale und Leiden aushalten mußten. Im übrigen aber dürfen alle Christen sich obiges Wort zu nütze und zu eigen machen, denn jeder Christenstand ist ein Leidensstand. Der Weg eines Christen ist ganz gewiß ein Weg der reichsten Freude, und das, was ihm an Freude und Herrlichkeit von Jesu Christo dargereicht wird, ist unaussprechlich viel größer, als alles, was ihm an Leiden widerfahren mag. Aber die Leiden dieser Zeit sind eben auch da. Und sie bestehen nicht bloß in Krankheiten und Nachstellungen und Verfolgungen, sondern in allem, was sich an Hindernissen seinem Lauf zur Höhe und zur Ewigkeit in den Weg stellt und leidend überwunden werden muß in Kampf und Geduld. Das Wort gilt also schließlich uns allen, die wir Christo nachfolgen wollen.

Was sollen wir tun unter den Leiden dieser Zeit auf dem Wege zur Herrlichkeit? Drei kurze, aber wundervolle Anweisungen werden gegeben. 1. Die da leiden, sollen, wenn sie anderes Gottes Kinder sind, wissen, daß sie nach Gottes Willen leiden. Das nimmt alles unnötige Sorgen um das Wegschieben von Lasten, alles Murren und Schelten wider die Aufgaben weg; das

gibt stillen, geduldigen und frohen Mut zum Tragen und ein hoffnungsvolles, gewisses Hinausschauen auf den Tag, an dem Gott auch nach seinem Willen die Last wieder wegnehmen wird. 2. Die da leiden, sollen ihre Seelen ihrem Gott befehlen als dem treuen Schöpfer, das ist schon etwas Großes, daß sie gewiß ein dankbares Gefühl haben für alle freundlichen Gaben Gottes, welche sie in ihrem leiblichen Leben von ihm empfangen; aber daß sie wissen, daß die leiblichen Gaben nicht die wichtigsten sind, sondern daß das Ergehen der Seele und des inneren Lebens doch, schließlich, die Hauptsache für den Christen ist. Und deswegen sollen sie lernen, in allen Kämpfen ihm ihre Seelen zu befehlen. Er, der treue Schöpfer, der das Leben gab, wird auch Mittel und Wege wissen, es zu bewahren in seiner starken Hand als ein Leben, das mit ihm unauflöslich verbunden ist. Alle Tage, an denen das Leiden auf sie hereinbricht, und an denen das Verderben und der Untergang nach menschlichen Gedanken unvermeidlich ist, sollen sie die Tat des Glaubens tun und sich hindurchreißen zu einem fröhlichen Vertrauen auf Gottes Güte. 3. Das alles aber sollen sie tun und dabei es nach außen merken lassen, daß es ihnen mit ihrem Glauben ein heiliger Ernst ist, und daß sie dabei auch ihre ganze Person und ihren ganzen Willen einsetzen wollen. Sie sollen Gott ihre Seele befehlen in guten Werken, im Gutes-tun. Ihr Blick auf Gott soll sich in allen Dingen als echt und aufrichtig beweisen, so daß es ihnen in allen Dingen Hauptanliegen ist, seinen Willen ganz und freudig zu tun. Gott soll sich widerspiegeln in ihrem Reden, Denken und Handeln.

Gott lasse uns nach dieser Begleitung unsern Weg gehen!
B u s c h.

Zur Geschichte der Stadt Frankfurt a. M.

Richard Grabau, Das Evangelisch-lutherische Predigerministerium der Stadt Frankfurt a. M.

Kesselring 1913 (brosch. 8,50 Mk., geb. 10 u. 12 Mk.)

Mit großartigem Fleiß hat Grabau aus den Akten und Protokollen die Geschichte des Predigerministeriums erarbeitet und damit einen wirklich wertvollen Beitrag zur Geistesgeschichte Frankfurts gegeben. Es kostet zwar Mühe, sich in die Sprache der alten Zeiten einzulesen; aber man erstaunt immer wieder über ihre Kraft und empfindet den Reiz, eine so fremde Welt an ihren Quellen zu beobachten. Wenn das die würdigen alten Herren mit der Halskrause wüßten, daß wir ihnen über die Schulter schauen und nicht bloß ihre ehrlichen Kämpfe, sondern auch ihre kleinen Menschlichkeiten belauschen können! Die Anordnung des Buchs ist so getroffen, daß zu jedem Punkt des kirchlichen Lebens z. B. Lehre, Kirchenpolizei, Beichte — ein Längsschnitt durch die ganze Geschichte vom 16.—19. Jahrhundert gegeben wird, sodaß der Mantel der Zeiten und Anschauungen sich klar abzeichnet.

Wer sich die Mühe nimmt, das Buch zu studieren, der wird nicht an einigen Curiosa hängen bleiben, sondern es unter einem größeren Gesichtspunkt tun wollen. Als solchen schlage ich vor die Frage: wie sieht eine Staatskirche in Wirklichkeit aus? Das tritt hier plastisch vor Augen. Diese Prediger des 16.—18., besonders des 17. Jahrhunderts, beschränken sich bei allem was ihnen als Mißstand auffällt, nicht bloß auf religiösem, sondern auch auf sittlichem Gebiet bis zur Mode herunter, nicht darauf, auf ihre Zuhörer einzuwirken (von Gemeinden kann man nicht reden), sondern sie machen dem Rat Mitteilung und erwarten, daß er ihnen seinen Arm leiht. Sie fühlen sich als die von Gott eingesetzten Wächter für die Stadt, und sie erwarten auch bei dem Rat Verständnis dafür zu finden, daß Gottes Gesetz höchste Autorität sein muß und daß es auch unklug wäre, seinen Zorn zu reizen. — Diesem Ansinnen geht der Rat zwar im einzelnen lässiger nach, als das Ministerium wünscht (wie er ja wohl mußte), aber im Prinzip steht er mit den Predigern auf einem Boden. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts wird das Bild ganz verändert: bei Gelegenheit der Opposition gegen die Erbauung eines ständigen Komödienhauses (S. 401 ff.) wird dem Ministerium höflich, aber energisch bedeutet, daß das außerhalb der Befugnisgrenze des ehrwürdigen Ministerii liege und die Prediger werden damit zur bloßen Gesinnungspflege verwiesen; der moderne profane Staat ist erwacht. Sollen wir bedauern? Zweierlei ist sicher: erstens, daß jene Prediger ein ernstes Bewußtsein ihrer Verantwortung hatten und einen klaren Blick für die volksverwüstende Wirkung öffentlicher Vergernisse, sie waren Seelsorger der Volksseele und wurden als solche anerkannt. Wir müssen darnach das Bild korrigieren, das wir haben, als wären die Theologen des 17. Jahrhunderts nur mit unfruchtbarem Lehrgezänk beschäftigt gewesen. Aber andererseits: wir hätten eben doch wie die Herrnhuter den Eindruck, daß es sich um ein mosaikisches, gesetzliches, levitisch Wesen handle (S. 314), das religiöse Wirkungen erzwingen will; Belege dafür sind die interessanten Beschwerden an den Rat über die Sachsenhäuser Wieder-täufer (S. 301 ff.), wie auch in dem Vorschlag, für die „armen verblendeten“ Juden eine Zwangsbekehrung einzurichten.

Jedenfalls wird uns aus dem Grabauschen Buche klar, was eine Staatskirche ist, wie sie wirkt, worin ihre Schranke und wo ihre Kraft — und das ist nötig, denn in der Tagesdiskussion ist die „Staatskirche“ kein fester Begriff mehr, sondern ein Wort, das man anwendet, wenn man Grusen erregen will. Darum sei Geheimrat Grabau warmer Dank gesagt für sein großangelegtes Werk.
L a n g.

Fortlaufende Erzählung

Sein Liebstes auf der Welt.

Von Sophie von Adeling.

(Nachdruck verboten.)

Er war ein derbknochiger, ungeschlachter Gesell, der gern ein Wort zuviel sagte und ein Glas zuviel trank. Als er aber an jenem Abend von seinem entfernten Arbeitsplatz heimkam und ihm die Wartefrau mitteilte, seine Christine habe ihm ein Töchterlein geboren, da zuckte es wie Wetterleuchten über das rauhe Gesicht, und er ging mit seinen schweren, stark pfeifenden Schuhen vorsichtig, wie es dem plumpen Burschen nur möglich war, in die Stube hinein. Da lag die Christine und sah mit einem Lächeln, das etwas Geheimnisvoll-Unverständliches hatte, nach dem rotkarrierten Bündel an ihrer Seite, und in diesem Bündel wimmerte ein winziges, kleines, rotes, verschrumpftes Etwas und ballte die Fäustchen und dehnte und reckte sich und verdrehte von Zeit zu Zeit die Augen, sodaß er erschreckt und fragend zur Wartefrau aufsah.

Diese aber meinte etwas gekränkt: „Du meine Zeit, da brauchst Sie net so erstaunt zu tun, Herr Steiner: es ischt Elles in schönster Ordnung. Was meinet Sie? Warum es so Gesicht macht? Das machet sie Elle so, das gehört sich, und Sie sollet sehe, was ein schöns, gesunds Kind da draus wird. Aber jetzt gehet Sie nur wieder, gehet Sie. Was verstehet denn Sie von kleine Kinder? Naus mit Ihne —“

Damit gab sie ihm einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter mit ihrer breiten, fleischigen Hand, und er stand wieder draußen, betäubt, enttäuscht und doch voll Staunen. Das also war sein Kind So sah es aus!

Die Wartefrau hatte richtig prophezeit. Das Gustele wuchs lustig heran, und das niedliche kleine Ding mit den runden Gliederchen, den freundlichen Augen und dem lachenden Mündchen wurde bald der Liebling der ganzen Nachbarschaft. Gustele freute sich über alles und war immer guter Dinge. Am hellsten aber jauchzte sie auf, wenn der Vater kam. Schon mit anderthalb Jahren lernte sie seinen Schritt von allen andern auf der Straße unterscheiden. Sobald sie ihn von Weitem kommen hörte, rutschte sie, mehr als sie ging, die steile Holzterasse hinab, daß ihr Körperchen auf jede Stufe aufschlug, und stürzte lachend, schreiend und außer sich vor Glück dem rauhen, rothaarigen Manne in die Arme. Steiner hob sie hoch in die Luft: er zerbrückte das kleine Päckchen in seinen Armen schier, er schmagte das sauber glänzende Gesichtchen ab, das sich lachend und zwinkernd vor seinen derben Klüssen zu verstecken suchte, und beide waren glücklich.

„Es ist halt was ganz eigens, so ein Eigens,“ pflegte Steiner kurz zu sagen, wenn sich die Leute über seine auffallende Liebe für das Kind wunderten. Er konnte solche Neckerei nicht leiden und ging den Kameraden, die ihn aufzogen, immer mehr aus dem Wege. Morgens eilte er auf die Arbeit, um früher fertig zu werden, und abends eilte er, um so bald wie möglich

wieder daheim zu sein bei seinem Kind. Einmal war er im Rausch zurückgekehrt, und das Kind war ihm wie sonst entgegengelassen. Aber seine zitternden Hände hatten es kaum emporhalten können, und als die unschuldigen, klaren Augen des Kindes so nahe den seinigen waren, konnte er nicht in ihre hellen Tiefen blicken. Hastig hatte er die Kleine wieder hinabgestellt, und das Wirtshausgehen hörte von da an ganz von selber auf. Wozu auch ins Wirtshaus gehen? Die Arbeit macht gerade müd genug, und wenn man darnach „Pferdles“ spielen muß, oder „Versteckens“ und „Fangerles“, wobei man auf allen Vieren am Boden herumkriecht, so ist es dem tüchtigsten Kerl nicht zu verdenken, wenn er, so bald das kleine „Päckle“ in sein Bett gebracht worden ist und er sein Abendbrot verzehrt und die Flasche Bier ausgetrunken hat, sich selber ins Bett legt und wie ein Sack bis zum Morgen schläft.

„Du bist ganz närrisch mit dem Kind,“ sagte Christine manchmal kopfschüttelnd, „ganz närrisch!“ Aber sie ließ ihn gewähren und freute sich sogar darüber, daß er es besser verstand, mit der Kleinen zu spielen, als sie, deren Mutter. Nur die Nase puzen, das war immer eine große Not, wenn die Mutter nicht in der Nähe war: dann wurde das Gustele böse, weil der Vater das kleine rosa Knöpfchen mit seinem groben, baumwollenen Sacktuch so verquer anfachte, und es schlug wohl sogar einmal in des Vaters Gesicht. Er küßte das Kind dafür, was sicherlich nicht sehr pädagogisch war und lachte, und gleich darauf waren die Beiden wieder die allerbesten Freunde.

Es blieb bei dem einen und einzigen Gustele, und Frau Christine meinte manchmal besorgt: „Ja, Alter, was tußt denn du nachher, wenn das Kind größer wird? Dann kannst du nimmer so närrisch tun mit ihm. Zwei Jahre alt ist es jetzt schon, und wenn es erst einmal in die Schul geht —“

„Das bleibt immer bloß zwei Jahr alt, gelt, Gustele?“ antwortete der Vater lachend und machte einen Sprung, daß das Kind auf seinem Rücken laut aufschrie vor Freude.

Es war bald darauf an einem Sonntag und alle drei müde vom Spiel, denn Christine hatte das Mauseloch machen müssen, in das sich die kleine Maus jedesmal flüchtete, wenn die große, grobe, böse Kage aus irgend einem Versteck angelaufen kam, um sie zu fressen. Jetzt lag das Kind friedlich atmend in seinem Bettchen, während die Eltern noch am Tische saßen. Da klang ein seltsamer Laut vom Lager des Kindes herüber, heiser, rau, fast wie ein Bellen. Erstaunt sah der Vater die Mutter an, und diese sprang auf. Was war mit dem Kinde? Sie eilte zu der Kleinen, der Laut, halb Husten, halb Röcheln, wiederholte sich. Des Kindes Augen waren halb geöffnet, die Händchen geballt, die Brust keuchte schwer. „Ich hol schnell die Nachbarin . . .“ Christine lief zitternd hinaus, während der Vater am Bettchen stehen blieb und wie betäubt auf das Kind herabsah.

„Das wird die Bräune sein — schnell einen Arzt.“ sagte die Nachbarin. „O, ihr armen Leut! Ich hab eines an der Bräune verloren . . .“

Gusteles Vater war schon fort. Es war schwer, am Sonntag abend einen Arzt zu finden. Keiner war daheim. Schließlich traf er einen, weit draußen in der Vorstadt. Schweigend liefen die beiden Männer die vielen Straßen entlang, dann die enge Stiege hinauf, an das Lager des Kindes.

(Fortsetzung folgt.)



Schicksal einer Weihnachtskiste.

(Eine Jugend-Erinnerung.)

Von F. Andreae.

Wenn, nach des Sommers Unruhen, nach Reisetagen und Ferienzeiten, welche die Familie nach allen Himmelsrichtungen auseinanderführte, der Winter kommt, mit seinen frühen Dämmerstunden und langen Abenden, an denen man im traulichen Wohnzimmer beisammen sitzt und seine Erlebnisse austauscht, dann ist es eine schöne Zeit! Je toller es draußen stürmt und schneit, desto heimlicher ist's drinnen im warmen Stübchen und zumal bei Großmütterchen, welche recht eigentlich die Poesie der Familie darstellt. Wenn sie in ihrem weißen Häubchen, unter dem die grauen Locken hervorquellen, die ihr zu den roten Bäckchen so gut stehen, mit dem Strickzeug an ihrem gewohnten Fensterplätzchen sitzt, dann fühlen wir alle uns so ungemütlich, ordentlich, als wenn ein guter Schutzgeist bei uns wäre. Aber am allerschönsten ist's, wenn Großmütterchen sich erbitten läßt, irgend etwas aus ihrer Kindheit und Jugend zu erzählen. Von den Zuständen und Verhältnissen jener fernern Zeiten kann sich unser modernes Geschlecht kaum mehr einen Begriff machen! Es klingt fast wie Märchen, was damals sich ereignen konnte und zuweilen möchte man's bedauern, daß derartige Sdyllen für alle Zeiten unmöglich geworden. Sedenfalls wird's ein wesentlicher Verlust für uns sein, wenn die wenigen Alten vollends heimgegangen sind, welche noch aus eigenem Anschauen und Erleben jene stilleren Tage und einfacheren Verhältnisse schildern können, wie sie, seit Eisenbahn und Telegraph, Telephon und Auto, Dampfmaschinen und Fabriken u. a. die Menschen untereinanderwirbeln und die Lebensbedürfnisse erschreckend steigern, undenkbar geworden sind. Das eine ist sicher: von Nerven weiß unser Großmütterchen nichts, womit unsre heutige Generation so furchtbar behaftet ist und zuweisen behauptet sie, wir hätten überhaupt keinen Begriff mehr von dem, was man „zu ihrer Zeit“ unter „Gemütlichkeit“ verstand! Heutzutage sei das ganze Leben nur noch eine Hezjagd. Wenn wir dagegen auch ein wenig protestieren, so müssen wir uns doch im innersten Herzenstämmerlein gar oft eingestehen, daß Großmütterchen recht hat! Doch von all dem wollte ich eigentlich gar nicht reden, sondern eine kleine Geschichte erzählen, welche Großmütterchen uns jüngst zum besten gab.

Lenchen war nämlich eines Tages sehr ungehalten, weil eine Geburtstagskachtel von Tante Pauline in Dresden einige Stunden zu spät eintraf und schalt weidlich über die Nachlässigkeit der guten deutschen Reichspost im allgemeinen und unsrer löblichen Stadtpost im besondern, obwohl eine Entfernung von etwa 700 Kilometern für allerlei Hindernisse Raum bietet. Da hielt ihr aber Großmütterchen einen tüchtigen Sermon über die edle Tugend der Geduld, welche man in früheren Zeiten viel besser zu üben Gelegenheit

hatte, wie sie versicherte. Und als der Abend kam, erzählte sie uns folgende Geschichte:

„Es war im Jahre 1833, als meine liebe Mutter es für nötig fand, mich kaum 15jähriges Backfischlein eine Zeit lang von Hause weg zu tun. In unserm großen, städtischen Haushalt gab es viele Unruhe und Zerstreuung für ein junges Gemüt, zudem hatte Mutter sehr wenig Zeit, neben dem großen Haushalt mit vielen Dienstboten sich ihrem Töchterchen zu widmen, wie es ihr geboten schien. So war denn beschlossen worden, daß ich die Vorbereitungszeit auf die Konfirmation in dem Pfarrhaus eines sehr verehrten Onkels zubringen sollte, der in einem kleinen, abgelegenen Dorf Mittelfrankens wohnte. Der Abschied von den geliebten Geschwistern und Verwandten, sowie von der schönen Vaterstadt war ein tränenreicher und wurde mir nur dadurch versüßt, daß die gute Mutter, nebst dem jüngsten siebenjährigen Brüderchen, Friß, mich selbst zu Onkel Georg nach M. begleitete. Da wir unterwegs auch die Großmutter, Frau Amtmann S. in J., besuchen wollten, einem Dorf, welches ebensowenig an der Poststraße lag, als M., so wählten wir die bei uns sehr beliebte Reisegelegenheit mit einem Lohnkutscher und rasselten an einem klaren Septembermorgen in unsrer vollgepackten Kutsche durch das alte Stadttor hinaus, in die große, unbekannte Welt. Ich weiß nicht, weshalb ich gerade damals so besonders stark das Gefühl hatte, wie groß und wie fremd doch eigentlich die Welt sei, welches sich beklemmend auf mein Gemüt legte. Die Reise zur lieben Großmutter in J. hatte ich schon zweimal mitmachen dürfen und war jedesmal mit Jubel dem alten Amthaus entgegengezogen, wo es für uns Kinder so viele seltene Freuden gab, welche das Stadtleben ausschließt. Diesmal war's wohl der Gedanke, daß ich ein ganzes, langes Jahr in der Fremde bleiben sollte, ehe ich die geliebte Heimat wiedersehen durfte, der mir bange und mich ganz still machte.

(Fortsetzung folgt.)



1. Rätsel.

Mit B manch Mägdlein es erfreut,
Mit R liebt man's bald schmal, bald breit,
Mit S sei's immer hilfsbereit!

F. Timann.

2. Rätsel.

Mein Wort ist nützlich dem Gefährt,
Indem's zu schnellem Laufe wehrt;
Doch kennst du's auch als bösen Gast,
Dem lieben Vieh zur Plag und Last. F. Timann.

Richtige Auflösungen fanden ein:

Christian Fejer.

Fürs rote Säckchen gingen ein:

Christian Fejer 50 Pfg.

Gruß und Dank vom Onkel.

Ev. Anstalt in Baiern.

Es gingen weiter ein: D. S. M. 40.—, von M. S. M. 10.—, was mit herzlichem Dank und der Bitte um weitere Gaben bescheinigt: R. Banja.

Tägliches Brot für die häusliche Andacht.

| | |
|---|--|
| Wochenst. : Liederb. 173 Gesangb. 408 | Mi. : 2. Mos. 34, 1—20 Mark. 2, 1—12 |
| So. : Psalm 116 Titus 118, 1—18 | Do. : 2. Mos. 34, 21—35 Mark. 2, 13—28 |
| Mo. : 2. Mose 33 Mark. 1, 29—45 | Fr. : 4. Mos. 11 Mark. 3, 1—19 |
| Di. : Jes. 60 Psalm 72, 10—19 | Sa. : 4. Mos. 13 Mark. 3, 20—35 |

Wir empfehlen unseren bürgerlichen
Mittagstisch 60 Pfg. ♦ Abendtisch 55 Pfg.
Vereinshaus Westend
Neue Mainzerstraße 41, I.
Zu erreichen mit Linie 4, 5, 10, 11, 12, 13, 15 u. 16.

Nach Maß

fertigt erstklassiges Schuhwerk

Tel. I, 8134 **A. Muhn** Tel. I, 8134

Bethmannstraße 1, im Rathaus

Werkstätte für moderne Schuhmacherkunst

Separatabteilung für Fussleidende
Reparaturen gut und preiswert.

Für junge Männer!

Unbescholtene, gläubige junge Männer im Alter von etwa 19 bis 30 Jahren, die als Gemeindeglieder, Stadtmissionare, als Hausväter im Rettungshause, in der Herberge zur Heimat, in der Blöden- und Epileptischenpflege oder ähnlichen Anstalten und Arbeitsgebieten der Inneren Mission einmal dienen möchten, finden zur kostenlosen Ausbildung für solchen Beruf Aufnahme in der evangelischen Brüderanstalt (Diakonenanstalt) zu Neinstedt am Harz. Die sich Meldenden müssen völlig gesund und unverlobt sein.

Nähere Auskunft erteilt

Pastor Steinwachs, Neinstedt am Harz
Kreis Quedlinburg.

Alle Sorten Strümpfe werden gestrichelt und angestrichelt
Frau Schreiers, Saalgasse 19 part.

Beachtet die Inferenten!

Aufnahmen in das Predigerseminar und der Brüderanstalt
in Breklum (Schl.-Holstein) am 1. Januar und 1. August.
Prospekte durch Pastor Christian Jensen.

Feuer & Schoen

Roßmarkt 1.

Damen-Konfektion
Kleiderstoffe
Weißwaren
Wäsche.

Julius Roller Kaiserstraße 38

:: ohne Filiale am Plage ::

empfehlen

Gummi-Regenmäntel
für Herren und Damen

Belerinen in
Gummi- u. Delfstoffen
für Touristen, Rad-
fahrer u. Fahrburschen

Gummishuhe
Gummischwämme
Gummibadewannen
elekt. Wärmekompressen
Zimmerluftbefeuchter

Tennischläger
Fußbälle, Fußballstiefel
**Apparate für Zimmer-
gymnastik**
Hanteln, Rollshuhe

Schläuche und alle Gummiwaren für den Fabrik-
bedarf, für gewerbliche und technische Zwecke. . . .
Asbest, Treibriemen :: Kellereibedarfsartikel.

Schuhwarenhaus

Telefon I 6476.

W. Leinberger

Weissadlergasse 16

**Neuheiten in
Stiefel.**





August Fleischhauer, Moselstr. 8

Papierhandlung und Buchbinderei

Präge-, Perforier- und Paginier-Anst.

Anfertigung kunstgewerblicher Arbeiten
Albums, Adressen, Diplome etc.
Drucksachen ··· Entwürfe und Kostenanschlag gratis.
Telefon I, 3070.

*Mit der denkbar größten Sorgfalt
geprüft, vorzüglich in den Lieferungen gebracht*

KAFFEE

Schepeler

1/2 Ko.

Eine ausgewählte Serie
massgebender Qualitäten

| |
|--------|
| M.1.60 |
| „ 1.70 |
| „ 1.80 |
| „ 2.— |

Georg Schepeler FRANKFURT A.M.
Rossmarkt 3.

Buchgasse 1. Frankfurt a. M. Tel. I, 8658.

Christliches Hospiz „Rheinischer Hof“

beim Rathaus am Main gelegen.

Im Zentrum der Stadt. — Mit Linie 14 und 18 in fünf Minuten erreichbar, Haltestelle Buchgasse. ··· ···
30 Zimmer. 42 Betten à Mk. 1.— bis Mk. 2.—.
Gut bürgerliche Küche. Reingehaltene Weine, Bier, Auswahl in alkoholfreien Getränken. Kein Trink- und Tafelzwang. Elektrisches Licht. Bad. Nachtportier. Trinkgeldablösung. Hausandachten bei freier Beteiligung.
Billigstes Hospiz am Plage.

Die Verwaltung.

Lomler & Laitich, Hoflieferanten

Bleidenstraße 12

Fernsprecher I 3148.

Hauptniederlage

für

Bleyle's Knabenanzüge u. Sweaters.



Emil Läßle Wwe.

Lertorstraße 88.

Bestellungsannahme für

Brennmaterialien

Karl Höll, Schreinermeister

4 Herbartstraße 4

empfiehlt sein Lager in Möbeln, Betten, Spiegeln und Polsterwaren zu anerkannt reellen, billigen Preisen.

Grosse Auswahl

Musterzimmer und vollständige Ausstattungen

Langjährige Garantie.

GEBR. SCHWEIGER

39 Taunusstraße 39

Filiale: Lahnstraße 12.

Herren-Bekleidung

fertig und nach Maß!

Herren- u. Knaben-Anzüge

Herren- u. Knaben-Paletots

Herren- u. Knaben-Capes

Berufskleidung jeder Art

Herren- u. Knaben-

Unterkleidung

Herren-Wäsche u.-Cravatten

Pique- u. Fantasie-Westen

Hüte — Stöcke — Schirme

Sport- u.
Turner
Bekleidung.

Feste
Preise!
Grösste
Auswahl.

Weisswaren, Wäsche, Betten und Möbel

grosse Auswahl in allen Preislagen. Anfertigung auch nach Mass.

Verkauf zu Nettopreisen, daher grösste Reellität und Billigkeit

Friedrich Eisenbach, Töngesgasse Nr. 44, Tel. I, 11779

Kirchliche Umschau.

Wir haben noch einen kurzen Bericht von der Tagung des 3. deutschen Arbeiterkongresses nachzuholen. Dieser Kongreß ist die zusammenfassende Vertretung einer großen Anzahl von Arbeiter- und Angestelltenverbänden, welche auf nationalem und christlichem Boden stehen. Die dritte Tagung des Kongresses fand vom 30. November bis 3. Dezember in Berlin statt. Anwesend waren 450 Delegierte, welche etwa eine Viertelmillion Arbeiter vertraten. Staatssekretär Posadowski, Minister von Berlepsch, Geh. Rat Adolf Wagner, Vertreter der Staatsregierung, und viele in der sozialen Arbeit bekannte Männer wohnten der Tagung bei. Der deutsche Kaiser begrüßte den Kongreß mit einem persönlich unterzeichneten Telegramm. Nach einem einleitenden, gründlichen, feinen Referat über „Nationale Entwicklung und soziale Bewegung“ wurde über folgende Gegenstände verhandelt: die deutsche Sozialpolitik und ihre Gegner, das Vereinigungsrecht der Arbeiter und Angestellten, Lebensmittelversorgung, Wohnungsfrage, Arbeitslosenfürsorge. Es trat sehr deutlich hervor, daß die soziale Fürsorgearbeit in Deutschland unter keinen Umständen stehen bleiben darf, und daß alle Bestrebungen der arbeitenden Klasse, welche auf die Selbsthilfe in geordneten Wegen sinnen, nicht gehindert werden dürfen.

Zur Kirchnaustrißbewegung haben die beiden Generalsuperintendenten für Groß-Berlin in einem Schreiben an sämtliche Vorsitzende der ihnen unterstellten Kirchnenstände das Wort ergriffen. Sie verkennen nicht den Wert, den vielleicht große öffentliche Gegenversammlungen gegen die demonstrative kirchnfeindliche Schürung haben können; sie weisen aber vor allem darauf hin, daß die Kraft unserer evangelischen Kirche in der Gemeinde liege. Deswegen bringen sie für Großberlin die Anregung eines allgemeinen Kirchnsonntages in Vorschlag. Am 11. Januar 1914 sollen in allen Berliner evangelischen Kirchen Gottesdienste stattfinden, in welchen ohne direkte Bekämpfung der Austrittsbewegung in aufbauender Weise den Gemeindegliedern klargestellt wird, was sie einerseits an der Kirche des Evangeliums haben, und andererseits, was sie ihr schuldig sind, wie sie das Leben der christlichen Gemeinde mittragen und in unermüdlicher, selbstloser Mitarbeit zu fördern vermögen. Will die Gemeinde diese Pflicht übernehmen, dann bedeutet das das gerade Gegenteil eines Ausscheidens aus der Kirche. Die Antwort auf dieses Schreiben aus den freidenkerischen Kreisen ist nicht ausgeblieben. Diese wollen an dem genannten Sonntage auch wieder Riesensammlungen halten, in denen, wenn irgend möglich, Tausende den Austritt aus der Kirche vollziehen sollen. — Wir möchten nicht versäumen, darauf auch besonders den Finger zu legen, daß uns eine Stärkung der Einzelgemeinde auch als die beste Abwehr gegen die kirchnfeindliche Bewegung erscheint. Allerdings kann diese Stärkung niemals erreicht werden durch einen immer ausgedehnteren, intensiven, äußerlichen Gemeindegetrieb, sondern sie wird nur dadurch erreicht, daß der Geist Gottes in den Herzen der einzelnen Christen das Wort Gottes zum persönlichen Eigentum macht. Das allein gibt klar bewußte, entschiedene Christenleute, die aus Erfahrung wissen, was sie glauben, und die auch wissen, was sie wollen.

Wir machen an dieser Stelle schon darauf aufmerksam, daß am 11. Januar für Frankfurt der Missions-

sonntag ist, an welchem in allen Kirchen Kollekten für die Heidenmission abgehalten werden. Wir bitten alle evangelischen Gemeindeglieder dringendst, sich ihrer Verantwortung bewußt zu werden und der Mission die Hände zu füllen zur Ausrichtung der immer zwingender sich aufdrängenden Aufgaben und Pflichten. Busch.

Mehr Kinder!*)

Von D. Fr. Naumann!

Ein Volk ohne starken Kinderzuwachs ist wie ein Tier, dessen natürliche Heilkraft verloren ist. Kinderbringende Völker können Niederlagen aushalten, ohne an ihnen zugrunde zu gehen, weil sie Wachstumskräfte in sich haben. So war es bei den Buren in Südafrika: schießt nur weg, es wächst wieder! So ist es jetzt noch bei Bulgaren und Serben. So stand es 1812 und 1813 bei den Deutschen. Damals war noch nicht jedes zweite Kind ein letztes oder gar einziges. Das gab jenem großen Kampfe seine herrliche Unbefangtheit: sterben wir, so leben wir! Ohne dieses Gefühl des Wiederherstellenskönnens hätten die damaligen Deutschen nicht gesiegt.

Im Jahre 1800 lebten im heutigen Frankreich 27 Millionen Menschen, im heutigen Deutschland aber nur 21 Millionen. Wer das nicht beachtet, versteht gar nicht, woher das französische Uebergewicht kam, denn auch ein weltüberwindender Geist wie Napoleon mußte von einer Menge umkleidet sein, um wirken zu können. Das heutige Oesterreich-Ungarn hatte damals 23 Millionen Menschen, Italien 10 Millionen und Rußland vermutlich 38 Millionen. Diese letzteren traten zuletzt auf die Bühne.

Die Reihenfolge der europäischen Staaten in der Napoleonszeit war: Rußland, Frankreich, Oesterreich, Deutschland, Italien, England. Die jetzige Reihenfolge ist: Rußland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Italien. Das haben die Mütter gemacht, und die Soldaten und Staatsmänner haben daraus nur die Folgerungen gezogen. Bismarck hatte nur zu vollziehen, was schon fertig war; daß er es aber konnte, war seine Größe.

Zwischen 1850 und 1900 wuchs das europäische Rußland um etwa 50 Millionen Menschen, Deutschland um 21 Millionen, Oesterreich-Ungarn um 15 Millionen, Großbritannien um 14, Italien um 9, Frankreich um 3,7 Millionen. Deshalb wurde Frankreich der Trabant Rußlands; die russischen Mütter sollen die Soldaten zur Welt bringen, für die es in Frankreich keine Wiege mehr gibt. Völker ohne Kinder werden abhängig. Es gilt auch hier: „Und setzt ihr nicht das Leben ein, so wird nicht das Leben gewonnen sein!“

Wie denken wir uns die deutsche Zukunft?

Es gibt eine Klugheit zum Tode. Vor lauter Klugheit, Schonung, Berechnung stirbt das Leben. Man sagt, daß man gescheit sei! Sicher ist es wahr; aber wenn deine Voreltern gerade so gescheit gewesen wären, wo in aller Welt würdest gerade du jetzt sein?

*) Der Artikel ist uns in dankenswerter Weise von der Redaktion der „Hilfe“ zur Verfügung gestellt worden.

Sei froh, daß deine braven Alten nicht so dumm ge-
scheit gewesen sind!

Und was ist es für eine kurzsichtige, blöde Ge-
scheitheit! Solange ihr selber jung seid, seid ihr euch
selber genug, später aber, wenn ihr älter werdet, wird
es leer um euch herum sein. Was der Mensch in
seiner Jugend wünscht, hat er im Alter in Fülle,
auch in der Kinderfrage.

Wem die Natur versagte, vielfach weiterzuleben,
der trägt es, weil es so sein muß: Gott will es! Wer
es sich aber selber versagte, nach dem Tode auf Erden
weiterzuleben, der ist sein eigener Totschläger. Ehe er
stirbt, verklagt er sich selber. Er stirbt für immer,
weil er keinen Willen zum Leben hatte.

Im Alten Testament ist viel über Kinder und
Kindeskinder zu lesen, soviel Gutes, daß es Juden und
Christen nur auf das innigste empfohlen werden kann,
sich in das unvergängliche heilige Buch zu vertiefen.
Da lesen wir, daß Kinder eine Gabe Gottes sind.
Das ist der kürzeste und beste Ausdruck für die Wert-
schätzung des weiterblühenden Lebens. Zu Abraham
aber spricht der Ewige: „Ich will dich zum großen
Volke machen!“ Das ist die grundlegende Weis-
sagung. An diese aber wollen heute die Leute nicht
mehr glauben. Indem nämlich die jetzigen Menschen
so weise wurden, daß sie nicht mehr alles glaubten,
was in den alten heiligen Büchern stand, warfen sie
aus Unverständnis vom alten Glauben oft gerade das
fort, was an ihm das Beste war, und wurden so klein-
gläubig im Leben und Denken, daß sie nun vor lauter
Kleinglauben halb zugrunde gehen. Aus armen ver-
schüchtertem Kleinglauben heraus vertrieben sie sich
in sich selbst und getrauen sich nicht, auf Erden ewig
sein zu wollen.

Der Unterschied der Konfessionen ist in dieser
Frage geringer, als man glaubt. Es gibt bei Katho-
liken, Protestanten und Israeliten die alte und die
neue Familie noch nebeneinander. In Frankreich sind
viele streng katholische Landgebiete ganz kinderarm,
ärmer selbst als Paris. Nicht der Unterschied der
Katechismen und der Altäre ist das Wesentliche, son-
dern der Unterschied, ob die Menschen in allen Kon-
fessionen noch Vertrauen zur Zukunft haben oder nicht,
ob sie der Natur noch nahe stehen oder nicht, ob sie
noch leben wollen oder nicht. Nicht das Bekenntnis
der Lippen unterscheidet die Geschlechter der sterblichen
Menschen, sondern ihre innere Haltung zur Grund-
frage des menschlichen Daseins, ob sie ihre eigene Gat-
tung bejahen oder verneinen. Gesund ist, was leben
will. Ob man leben kann, ist eine andere Frage, hängt
vielfach gar nicht von uns ab, aber im Wollen liegt
der Kern des Wesens. Man muß die Menschheit
wollen. Wer sie nicht will, ist nur durch Irrtum in
sie hineingeraten.

Einsame Menschen.

Sie sind so zahlreich, die Einsamen!

Diejenige, welche keiner begehrte, die nie das Kose-
wort vernahm: „Werde mein!“ gehört auch dazu. —

Und ebenso jene andere, die, obschon ihr Herz schlug,
stolz verzichtete, weil sie wohl wußte, daß sie das Recht
nicht hatte, „Ja!“ zu sagen, denn ihr Gewissen schrie:
„Du darfst deine Hand keinem Unwürdigen reichen,
und wäre die Partie auch noch so glänzend!“

Oder jener Jüngling, der, mitten unter zahlreichen
Kameraden, ganz allein, ganz unverständlich, verhöhnt,
verspottet dasteht. Die andern gehen breite, leichte,
lichte Straßen — er schaut unverwandt hinauf, zum
Ideal. Er will rein bleiben, um jeden Preis; er wird
es auch. Aber, wie steil ist der Weg, wie lang! Wie
müde die Glieder und das sich sehneude Herz!

Oder der Gatte, welcher schlecht gewählt hat! Sein
Elend ist wohl das allerbitterste, denn es ist schwer und
schier aussichtslos, das Ziel selbst zu erreichen, wenn
man eine Kanonenkugel am Beine trägt, zum Teil
durch eigene Schuld geschmiedet. . .

Oder die, welche nur noch Gräber besitzt! Sie
gingen alle von ihr, ihre Geliebten. Nie mehr hallt
das Echo ihrer Stimmen auf den Wiesen oder zwischen
den Felsen des Waldes; nie mehr begegnet man ihnen
im Menschengewühl oder auf den kleinen, grünen
Wegen unter dem lachenden Morgenlichte. Sie sind
nirgends mehr auf Erden zu finden, sie sind unbekannt,
vergesen! . . . Andere jagen vorbei, gefühllos für
das, was einst an Liebe der Einsamen Brust erfüllte!

Einsam auch die, welche niemals ein Kind in ihre
Arme schloß! Sie haben alle welche, die Nachbarinnen,
puffen und küssen sie abwechselnd, ohne im geringsten
sich ihres Reichthums bewußt zu werden. „Großer
Gott! Wie ist wohl solche Verblendung möglich?“ —
Die Kinderlose erschauert.

Ihr Einsamen, hebt die Augen auf.

Eine große Familie erwartet euch, die zahlreichste
von allen: „Schuldige, Geschlagene, Gefangene, Dar-
bende. Verzweifelte rufen euch. Hört ihr sie denn nicht?

Es sind Kinderchen, die noch nie geliebt wurden,
oder Sterbende, welche vergeblich ihre zitternden Hände
ausstrecken. Oder Sünder aller Art, die Hilfe, Trost,
Lehre und ganz besonders Liebe, unermessliche, un-
berechnende Liebe notwendig haben. Denn ohne diese
blieben sie verloren. Und das darf nicht sein. Hört
ihr sie nicht?

Freilich, es bedarf eurerseits Selbstvergeßlichkeit, um
Mitglied dieser Familie dadurch zu werden, daß ihr
Heilandsdienste an ihr verrichtet. Es ist kein leichtes
Opfer, kein kostenloser Dienst. — Denn wie könnte
euer Leben anders Früchte bringen? Wenn das Ge-
füße eures Erdenloses blühen soll, so muß es gepflegt
werden, tief und schwer.

Nehmt auf euch das Los der Leidensträger, und
euer eigenes wird von euren zuckenden Schultern ab-
fallen. Wandert, eine Schar führend und auch einer
Schar unermüdet dienend, und die dankbarste Familie,
die es gibt, wird auf Erden euch gehören.

Auf Erden nur? Nein, nicht genug damit, denn
noch tausendmal Schöneres wird einst für euch wie
goldene Morgenherrlichkeit aufgehen, an dem Tage,
wo an der Pforte des Himmels die Erlösten euch ent-
gegenkommen werden, um euch Mutter zu nennen.

Helfe euch Gott, ihr Einsamen, also unermesslich
reich zu werden!